

Ich widme diese Arbeit in tiefer Verbundenheit
und Dankbarkeit sowie großer Verehrung
dem Johann-Ludwig-Hohenstein-Forscher,
Herrn Dr. med. Roland Busch in Rostock.

Hans Serner

Hans Serner

Das Kehrbergische Wunderkind

Dokumentation einer Tragödie

Verlag Traugott Bautz

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlag:
Tamara Trölsch unter Verwendung des Fotos
„Der Kehrberger Wunderknabendarsteller
Lars Ole Lakatsch, Kehrberg 2010“
von Hans Serner

1. Auflage 2013
2., erweiterte Auflage 2014
Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen
ISBN 978-3-88309-853-1

Inhalt

<i>Vorwort</i>	7
----------------------	---

Die Wiederkehr

<i>Das eigensinnige Kind</i>	8
<i>Die Geschichte</i>	13
<i>Im Spiegelland</i>	15
<i>Die Dokumente</i>	33
<i>Die Bühne</i>	130

Schrepkow 1731–1732

<i>Die Geburt</i>	137
<i>Die Familie</i>	147
<i>Das Sonntagskind</i>	156
<i>Die Tauf-Feier</i>	168

Vettin 1732

<i>Ein Wunder</i>	191
-------------------------	-----

Kehrberg 1732–1734

<i>Die Ernte</i>	196
<i>Alternativer Anfang</i>	208
<i>Der König</i>	216
<i>Das Wunderkind</i>	227
<i>Schmerzensort</i>	232
<i>Die andere Seite</i>	252

Berlin 1734–1736

<i>Die Verhaftung</i>	277
<i>Intermezzo</i>	287
<i>Die Kollision</i>	290
<i>Gnadengesuche</i>	304
<i>Kapitel für Romanleser</i>	320
<i>Das Ende</i>	328
<i>Die letzte Frage</i>	335

Vorwort

*Wenn die Dummheit nicht dem Fortschritt,
dem Talent, der Hoffnung oder der
Verbesserung zum Verwechseln ähnlich sähe,
würde niemand dumm sein wollen.*

Robert Musil, Über die Dummheit

Heute hatte ich ein sehr aufschlußreiches Gespräch. Meine Gesprächspartnerin kannte ich nicht. Sie hatte sich am Telefon gemeldet. Und bat mich darum, daß ich ihr einen Termin anböte, dafür, daß jemand den Wasserzähler in unserem Haus auswechseln könne. Weil dies fällig wäre. Ich fragte, neugierig, nur nach dem Warum. „Weil es ein Eichgesetz gibt, welches die Fälligkeit alle 6 Jahre vorschreibt.“ „Ja, warum?“ „Das weiß ich doch nicht! Interessiert mich auch nicht! Es existiert, also richte ich mich danach!“ „Wie bitte? Nur, weil irgendein Gesetz das vorschreibt? Kann man das nicht abschaffen?“ „Das dürfen Sie gar nicht!“ „Ist doch kein Naturgesetz.“ „Ich werde mich hüten! Ich bin hier angestellt. Und wenn mein Chef etwas von mir verlangt, dann tue ich das! Weil ich meinen Job nicht verlieren will. Die Zähler könnten nach 6 Jahren ungenau werden, und damit wir immer korrekte Werte erhalten, schreibt das Gesetz eben vor, sie sicherheitshalber gegen neue auszutauschen.“ Ich unterbrach sie: „Danke! Sie haben mir eben den Grund genannt, den ich erfahren wollte! Damit habe ich meine Antwort. Suchen wir einen Termin!“ „Mit Ihnen suche ich überhaupt nichts! Sie sind doch gar nicht befugt, einen Termin zu vereinbaren!“ „Was? Wieso?“ „Sie sind doch gar nicht Herr Serner!“ „Doch, doch!“ Plötzlich war es ihr nicht mehr egal, wer ich war. Sie hatte nämlich tatsächlich Werner verstanden. „Doch, ich bin's! Aber – um nochmal darauf zurückzukommen – Ihre unkritische Haltung halte ich für bedenklich! Das sollten wir mittlerweile alle aus der Geschichte gelernt haben, daß man auf keinen Fall immer alles mitmachen sollte! Durch diese Haltung wurden Vernichtungslager möglich! Weil jeder immer bloß seine Arbeit gemacht hat.“ „Kommen Sie mir doch jetzt bitte nicht mit solchen alten Geschichten!“ „Die wären heute genauso möglich. Es braucht dazu nicht mal eine andere Situation. Es braucht nur irgendwer auf diese Idee zu kommen, und dann würde Sie diese Haltung zum Verbrecher machen.“ „Wenn mein Chef mir was sagt, dann mache ich das, wenn ich nicht auf der Straße sitzen möchte. Und das ist überhaupt meine Privatsache!“ „Sowie andere darunter leiden könnten, nicht. Dann haben Sie eine Verantwortung.“ „Ich will mich jetzt nicht mit Ihnen streiten! Könnten wir bitte zur Terminabsprache kommen?“ Ein Streit darum, ob ich mich mit ihr streiten wolle oder nicht, war mir zu blöd. Also ging ich auf ihr Anliegen ein. Und bekam noch einen kostenlosen Hinweis dazu: „Der Zähler muß aber bequem zu erreichen sein!“ Mit einem Nachdruck, als hätte ich ihn da eingebaut, wo er ist. Oder ich sie um das Auswechseln gebeten. Typisch Radfahrer! Nach oben buckeln, nach unten treten. Ich hatte diese, in ihrer Skurrilität bedrohliche Haltung noch nie so ausgebreitet bekommen. Und setzte mich dankbar an dieses Buch.

Hans Serner, 10. Juli 2010, Lindenberg

Die Wiederkehr

Das eigensinnige Kind

Als es nun ins Grab versenkt und Erde über es hingedeckt war, so kam auf einmal sein Aermchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber thaten, so half das nicht, und das Aermchen kam immer wieder heraus.

Brüder Grimm, Das eigensinnige Kind

Es ist recht eigensinnig, das Kind. Es will nicht sterben. Es fragt: „Warum?“

Der pensionierte Pfarrer Heinz Nitschke aus Bad Wilsnack erzählt während seines Vortrages über Johann Ludwig Hohenstein im Jahre 2005 im Seniorenclub jener Prignitzer Stadt:

„Zu meinem Pfarrsprengel Lindenberg, wo ich 35 Jahre Pfarrer war, gehörte, als Filiale, die Gemeinde Kehrberg. Aber das allein hätte mich wahrscheinlich – wahrscheinlich – nicht zu einer intensiven Beschäftigung mit dem besagten Knaben gedrängt.

Der Anlaß war ein Brief des Bürgermeisters von Berlin-Zehlendorf. Und zwar im Jahre 1992.

Er bat mich, während einer Festwoche anlässlich des 750-jährigen Bestehens des Bezirkes Zehlendorf in der alten Pfarrkirche ... Dorfkirche ... einen Vortrag zu halten, der zum Inhalt den Wunderknaben zu Kehrberg habe.

In dieser Woche wurde nämlich durch Enthüllung einer Gedenkplatte ein honoriger Bürger des Bezirkes Zehlendorf geehrt, der seine Dissertation, hört, der seine Dissertation über diesen Jungen geschrieben hat.

Dieser Mann lebte ebenfalls im 18. Jahrhundert. Sein Name wird Ihnen wahrscheinlich gar nichts sagen. Es war der damals lebende Oberkonsistorialrat Johann Peter Süßmilch.

Seiner Dissertation hatte er die Überschrift gegeben ‚Unpartheyische Gedancken Über Das sogenannte Wunder-Kind, In dem Dorffe Kehrberg nahe bey Kyritz, In einem Gespräch Seinen Landes-Leuten mitgetheilet‘.

Und das hat er getan als Gegengewicht – als Gegengewicht – zu der damals herrschenden Ansicht. Nämlich zu der Ansicht, die darin bestand, daß der Junge doch als ein Mensch gesehen werden muß, der in göttlicher Vollmacht, der in göttlicher Vollmacht menschlich unbegreifliche Taten vollbrachte (um nicht Wunder zu sagen), die als Zeichen auf die anbrechende Gottesherrschaft weisen sollten.

Mein Interesse war geweckt. [...]

Liebend gern hätte ich mich natürlich mit der Dissertation von Herrn Süßmilch befaßt, aber die mir damals zur Verfügung stehende Zeit, die reichte einfach nicht aus, um in den Besitz dieses Gedankenwerkes zu gelangen.

Stattdessen stieß ich in meinen Bemühungen auf eine medizinische Zeitschrift aus dem Jahre Neunzehnhundertundfünfundachtzig.

In dieser Zeitschrift war für mich von großem Interesse eine Abhandlung von einem gewissen

Herrn Dr. Busch, Kinderarzt im Medizinischen Zentrum Rostock.

Diese Abhandlung, persönliche Gespräche mit ihm und Aussagen einer älteren Bürgerin aus Kehrberg – nämlich einer Frau Maria Schröder (sie ist jetzt leider schon tot) – waren für mich hilfreich und sehr sehr wichtig.“¹

„So kam auf einmal sein Aermchen wieder hervor.“²

Wir lebten gerade ein gutes halbes Jahr in der Prignitz, als meine Frau, Claudia Neubarth, in der Presse Pfarrer Nitschkes Vortrag über den Wunderknaben zu Kehrberg angekündigt fand.

Kehrberg kannten wir. Den Knaben nicht.

Also fuhren wir hin.

Und wurden auch gepackt.

Pfarrer Nitschke schickte mir – auf meine Frage nach weiterführender Literatur zu dem Thema hin – ein paar Tage später freundlicherweise eine Kopie der erwähnten Abhandlung aus der Nr. 41 (dem Heft 4 des Jahrganges 1986) der Zeitschrift „*Klinische Medizin*“, die Kopie des Manuskriptes für den „*Nachricht/ Von dem ... erstaunens=würdigen/ Kehrbergischen/ Wunder=Kinde/*“ betitelten Vortrag, den Dr. Roland Busch auf der XIII. Tagung der Gesellschaft für Geschichte der Medizin in der DDR Ende August 1984 in Schwerin gehalten hatte, sowie die Kopie eines zeitgenössischen Einblattdruckes. Die letzte Kopie leider ohne Quellenangabe.

Mir hatte es sofort der Tanz angetan, der um das Kind aufgeführt wurde. Jemand war angeblich plötzlich nicht mehr wie alle, paßte plötzlich in keine Lade mehr, es war ein Mondkalb auf die Erde gefallen, und los ging der Reigen. Jeder tanzte auf seine Art, in seiner Rolle. Und am Ende war das Mondkalb tot³. Die Geschichte stellte sich mir dar als Komödie, wie sie nur das Leben schreibt:

Eine Dummheit gibt einer anderen die Klinke in die Hand und diese der nächsten und immer so weiter, bis einem am Ende das Lachen steckenbleibt. Wie bei Tengis Abuladses „*Baum der Wünsche*“. Ein Traumstoff. Ich war begeistert, und hatte sofort ein paar Szenen im Kopf.

Und nur kurze Zeit später fragte Frau Irina-Lucia Wilhelm vom Förderverein der Kirche Kehrberg auch noch telefonisch bei uns an, ob wir nicht Lust hätten, für eine alljährliche Aufführung bei ihnen eine wahre Geschichte zu inszenieren. Die Johann Ludwig Hohensteins. Da hatte meine Frau die Idee, den Leidensweg des Kehrbergischen Kindes dafür mit Kehrberger Darstellern auf historischem Boden nachzuspielen.

Also machte ich mich auf seine Spur.

Von Frau Wilhelm erhielt ich unter Anderem die Kopien zweier Seiten aus der Kehrberger Kirchenchronik, die einen Bericht des von 1734–1770 im Pfarrsprengel Lindenberg tätigen Pfarrers König über das damalige Geschehen enthalten. Dem Bericht vorangestellt wird dessen Entdeckung. Wenn man das Ärmchen des Kindes auch zurück ins Grab gelegt und frische Erde darüber getan hatte, so half das nicht.

„Auf der Suche nach historischen Nachrichten für ihre Orte stießen die Ortschronistinnen Anneliese Albrecht, [...] Kleinert und [...] Scharnicke auf ein Kirchenbuch des Kirchspiels Lindenberg, das heute im Domstiftsarchiv zu Brandenburg (Havel) verwahrt wird. Der Lindener Pfarrer Johannes Albert König (geb. 1700) hatte seinerzeit am Schluß des Buches eine Art Chronik zusammengestellt. Die Notizen beziehen sich hauptsächlich auf Wetter und Ernte, Krieg und Frieden. Aus dem Rahmen dieser Nachrichten fällt jedoch ein Ereignis, das der Pfarrer, wohl einige Jahre später, unter dem Jahr 1734 notiert:“⁴

Es ist ein wirklich eigensinniges Kind.

Beim Abarbeiten der Literaturliste Dr. Buschs – und zwar der am Ende erwähneter Abhandlung, mit der ich begann, weil sie, im Unterschied zu der seines Vortrages mit ihren 46 Positionen, nur 10 aufweist – kam ich dann irgendwann an den Punkt, an dem ich gerne mit ihm persönlich gesprochen hätte.

Ich griff zum Telefon, und was folgte, war wie andauerndes Weihnachten.

Der Kinderarzt Dr. Busch war im Rahmen seiner Recherchen zur Geschichte der Mukoviszidose über jenes Ärmchen gestolpert gewesen.

Im Zusammenhang mit dieser Krankheit gibt es nämlich einen alten Aberglauben. Es heißt, an einer salzig schmeckenden Stirn ließe sich ein an Mukoviszidose erkranktes Kind erkennen. Und daß man es durch deren Beleckungen heilen könne.

Den Glauben an eine universelle Heilkraft des Speichels spricht man bereits Jesus zu. In Markus 7 und 8.⁵

Bei seinen Nachforschungen stieß Dr. Busch auch auf einen Aufsatz über den kursächsischen Leck-Martin. Dessen Titel komplett lautet: „*Müßiger Reise=Stunden Gute Gedancken, von dem Chur=Sächsischen Leck=Martin, Auf Anleitung des Berlinischen Wunder=Kindes, An den Wohl=Edlen und Hoch=Erfahrenen Herrn Brunschwig, Vornehmen Chirurgum der Stadt Breßlau, Seinem werthesten Freunde.*“ Verfaßt von Dr. Johann Daniel Geyer im Jahre 1735 in Dresden.

Und nun dürfen Sie dreimal raten, wer dieses Berlinische Wunderkind ist! - Doch!

Also verbindet der kleine Prignitzer Dorfjunge wieder die unterschiedlichsten Menschen, führt er sie genauso wie damals, als er noch lebte, zusammen.

Der erwähnte, für ihn zuständige Pfarrer König berichtet dazu : „*Ich enthielt mich damahls (1734 – H.S.) noch zu Kuhstorff, und erfuhr die Sache erst, da sie schon in den plötzl. Schwang gerathen war, wobey mich viele consulirten, denen ich die Sache als Einbildung, Thorheit u Aberglauben recommendirte. Konte aber, weil fama malum quo non velocius, imo peius ulla, die Sache nicht hemmen, sondern musste den Ausgang in einiger Ungewißheit abwarten.*“⁴

Ein anderer Zeitgenosse, der Schriftsteller Otto Bernhard Verdion (1719–1800), erzählt uns folgende Geschichte, bevor er auf das Kind zu sprechen kommt.

„[...] Hier beschloß der Hortensie Bruder seine Erzählung, und wir kamen hierauf auf verschiedene andere Materien zu sprechen, besonders wurde eine seltsame Historie von einem Wunder=Kinde erzehlet, welches in Kehrberg, 14 Meilen von Berlin, anzutreffen wäre, das wunderwürdige Curen nur durch blosses anrühren verrichtete. Ohngeachtet ich nun solches anfänglich vor eine Fabel hielt, so versicherte mich jedoch ein jederman, daß sich solches in der That also verhielte. Hiervon nun die gründliche Wahrheit zu erforschen, entschloß ich mich kurtz, selbst dahin zu reisen, und mich wegen der Gewiß= oder Ungewißheit zu erkundigen. Ich ließ dieses kaum verlauten, so erbothen sich die beyden Brüder der Hortensie mir Gesellschaft auf dieser Reise zu leisten. Ich nahm solche gantz gerne an, und es wurden solche Anstalten getroffen, daß wir gleich den andern Tag darauf dahin ritten.

Wir brachten auf der Hinreise keine völlige zwey Tage zu, denn den andern Tag nachmittags gelangten wir schon zu Kehrberg an. Wir stiegen in einem Wirthshause ab, und erkundigten uns wo das Wunder=Kind anzutreffen wäre, und ob es würcklich solche Wunder=Curen verrichtet? Es wurde uns davon auch sehr vieles erzehlet; ich werde daher meinen Lesern keinen unangenehmen Gefallen erweisen, wenn ich so wohl meine eigene als auch anderer ihre Relationes beybringe.“⁶

Warum also sollte dieses Kind vergessen werden?

¹ Aus dem Mitschnitt des Vortrages „Der Wunderknabe zu Kehrberg“ von Pfarrer Heinz Nitschke, gehalten im Jahre 2005 im Seniorenclub Bad Wilsnacks.

Das mit der Dissertation ist eine von einigen kleinen Ungenauigkeiten. In dem Punkt wurde ihm von seinem Auftraggeber wohl eine falsche Information gegeben. Aber es weckt Interesse.

Über die Urheberschaft der anonym erschienenen Schrift schreibt der Johann-Peter-Süßmilch-Forscher Prof. Dr. sc. Jürgen Wilke aus Berlin an Dr. Roland Busch in Rostock in einem Brief vom 9.4.1987: „Diese, von einem Theologen abgefaßte Schrift, der Streit geht m. E. um Reinbeck, Süßmilch oder Samuel Lieberkühn, Sohn des Goldschmieds und der in den Akten zitierten Witwe Lieberkühn, sowie der Bruder J.N. Lieberkühns (...) Meine Hypothese geht in die Richtung daß S. Lieberkühn oder vielleicht auch Roloff die Vorarbeit geleistet haben und Reinbeck letztendlich das Pamphlet schrieb.“

Eine Kopie dieses Briefs erhielt ich von Prof. Dr. Wilke. Mehr weiß man nicht.

² Kinder= und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Jubiläumsausgabe mit Illustrationen von P. Grot Johann und R. Leinweber. Stuttgart und Leipzig Deutsche Verlags-Anstalt.

³ Nach meiner Erfahrung wird eine Abweichung von der Norm nur sehr schwer hingenommen. Es wird sich in der Regel vielmehr irgendwie dazu verhalten. Da sie allein mit ihrer Existenz die Ordnung angreift und das Selbstverständnis in Frage stellt.

⁴ 1734: Ein „Wunderkind“ in Kehrberg (Kr. Prignitz) – Ausschnitt aus der Kirchenchronik Kehrbergs. Der Pfarrer wird in derselben Chronik Johannes Albert König und Johann Albrecht König geschrieben.

⁵ Dr. Busch weist darauf hin in: Roland Busch, Geschichtliches über die Mukoviszidose, Hannover 1995.

⁶ Otto Bernhard Verdion (1719-1800), „Wunderbare Begebenheit welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schloße Plesse vor einigen Jahren zugetragen hat; Indem Er bey einem entstandenen schweren Donner=Wetter in die Tiefen der Erde geführt, sich mit derselben Einwohnern von verschiedenen Dingen unterredet, daselbst gegessen und getruncken, auch endlich wieder glücklich, reichlich beschenckt, auf die Ober=Welt gebracht worden, von ihm selbst beschrieben und nebst einem Theil seiner übrigen merckwürdigen Lebens=Geschichte von dessen guten Freunde zum Druck befördert.“ 1748, Bd. 2, S.341ff. Staatsbibliothek Berlin Unter den Linden Preußischer Kulturbesitz, Yv 4181 R Marburg, Sonderbestand.

Inpartheyische Gedancken
Uber
Das so genante
Wunder-Kind,
In dem Dorffe Kehrberg nahe
bey Kyritz,
In einem Gespräch
Seinen
Landes-Leuten
mitgetheilet.

B E N D T,
Zufinden bey Johann Andreas Müdigern, Buchhänd-
ler unter dem Berlinischen Rathhause.



Titel der J.P. Süßmilch zugesprochenen Schrift. Erschienen 1734.

(Staatsbibliothek zu Berlin/ Preussischer Kulturbesitz, Abt. Histor. Drucke, B. Diez 4° 2581 Nr. 40.)

Die Geschichte

Es ist eindeutig eine Sage.

Denn es wird von Wunderheilungen berichtet.

Eine Wittstocker Gymnasial-Lehrerin

Es war einmal ein Schmiedesehepaar. Dem wurden nacheinander sieben Söhne geboren. Ohne eine Tochter zwischendurch.

Der Pfarrer, der das siebente Kind taufte, sagte den Eltern, daß solch ein Septenarius Heilkräfte besäße und ein berühmter Doktor werden könne. Die Eltern lachten darüber.

Doch 3 Jahre später kamen täglich mehrere Hundert Kranke in ihr Dorf, um sich von dem Jungen heilen zu lassen.

Und Erzählungen von unglaublichen Heilungen machten die Runde.

Einen ganzen Sommer lang war das kleine, tief im Lande verborgen liegende Dorf Kehrberg in aller Munde. Bis weit über die Landesgrenzen hinweg.

Es gab allerdings auch beunruhigende Berichte über die Praxis des 3-jährigen Wunderheilers, woraufhin das Königlich-Preußische Generaldirektorium sich der Angelegenheit annahm.

Noch vor Ende des Sommers wurde der kleine Wunderheiler samt seinen Eltern nach Berlin gebracht und inhaftiert. Zeugen wurden befragt. Verhör folgte auf Verhör.

Und wenn die Mutter auch schon bald wieder nach Kehrberg zu ihren anderen Kindern heimkehren konnte, und etwas später auch der Vater folgte, so war ihrem Siebenten eine Rückkehr nicht vergönnt, sondern wurde er zur Erziehung ins Große Friedrichshospital in Berlin gegeben.

Dort aber, heißt es, wäre er bald gestorben.

Das ist alles belegt.



Frontispiz einer Ausgabe der „Umständlichen und wahrhaften Nachricht“ des A. Spies aus dem Jahre 1734, die außer dem Wunderknaben noch seinen berühmtesten Patienten zeigt, den sogenannten Salzburger. Zu erkennen an den „Bänkchen“. Geburtsort und -jahr stimmen nicht. (BLHA Rep. 16 E Kl. Erwerbungen Nr. 1022)

Im Spiegelland

Was die Bücher der Geschichte enthalten und überliefern, das ist Leben im Spiegel bewußten Wollens; also weder Element des Ansich-Lebendigen noch auch wahr im zeitlosen Sinne, [...] Keineswegs aber wird durch Geschichte ein verborgener Sinn, ein Kausalzusammenhang, eine Entwicklung in der Zeit per se offenbar; sondern Geschichte ist Geschichtsschreibung, das heißt die Stiftung dieses Sinnes, die Setzung dieses Kausalzusammenhangs, die Erfindung dieser Entwicklung. Sie vorfindet nicht den Sinn der Welt; sie gibt ihn.

*Theodor Lessing,
Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*

Das Auftreten Johann Ludwig Hohensteins, des Kehrbergischen Wunderkindes, erinnert an das eines Kometen.

Im ersten Moment noch wird die ganze Welt geblendet, aber im zweiten schon verglimmt er als ein nurmehr lokales Ereignis.

Der Eintritt in die Atmosphäre läßt sich vielleicht auf Pfingsten 1734 datieren. Da wurde es voll in Kehrberg, sagen die Eltern des Kindes.

Die Nachrichten von dem Kind und seinen angeblichen Wunder-Kräften müssen sich rasend schnell ausgebreitet haben. Wie Wasserringe auf einem stillen See. Schnell und weit. Wie das ging, ist und bleibt ein Rätsel. Denn allein alle erhaltenen Zeitungsmeldungen sind erst aus der Zeit, in der alles schon wieder vorbei war.

Von Prof. Dr. sc. Jürgen Wilke aus Berlin erhielt ich z.B. folgende Abschrift eines Artikels aus der „Staats- und Gelehrte(n) Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten“, Hamburg, Jahrgang 14, Nr. 146, vom 11. September 1734, Seite 4:

„Berlin. Es ist allhier seit einiger Zeit viel Redens von einem Kinde in Kehrberg, einem nahe bei Kyritz gelegenen Dorfe, gewesen.

Man nennet es das Wunderkind, weil es durch Anhauchen, Bestreichen und dergleichen Dinge ganz unheilbare Schäden heilen, und alle Krankheiten in weniger Zeit heben soll. Es wird erzehlet, daß es eines Schmiedes siebender Sohn, in ununterbrochener Folge, und nur 3. Jahr und etwas darüber alt sey.

Ein Ungenannter hat dahero nicht undienlich gehalten, in einer Schrift von 3 ½ Bogen in Quarto über dieses sogenannte Wunderkind seine unpartheyischen Gedanken in einem Gespräch seinen Landsleuten mitzutheilen. Man findet in demselben nicht nur die Hauptumstände, worauf es in der Sache ankömmt, angeführet, sondern auch aus denenselben die gründe gezogen, warum es nicht als ein Wunder anzusehen, und in wie weit es gar vor verdächtig zu halten, und ein Betrug dabey

zu vermuthen.

Es sind auch pa. 19. und 20. die Ursachen zu finden, welche ein gewisser vornehmer Geistlicher allhie öffentlich entdeckt, warum an der Wahrheit, daß hierbei ein Wunder vorhanden, zu zweiffeln sey. Sonst sind bey Gelegenheit einige Histörchen von falschen Wundern eingestreuet.“

Zehn Tage später erteilt Friedrich Wilhelm I. König von Preußen eigenhändig die Ordre, den Knaben ins Große Friedrichshospital einzuweisen. Danach wird es still um ihn. Wann er aus der Hausvoigtei hinübergebracht wurde, das wird schon in keiner Zeitung mehr berichtet. Und für die Zeit seines Todes fand ich die Nachrichten, die damals vielleicht gerade das Tagesgespräch gewesen waren, im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem. In den „*Wöchentlichen Berlinischen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten*“. In „*Numero 6. vom 6. Febr. Anno 1736*“ wird gemeldet:

„Es hat sich ein gelber Mops=Hund, mit groß schwarz hangenden Maul, Ihro Maj. der Königin zugehörig, vom Königl. Schloß den 19. Jan. a.c. Nachmittags verlohren.

Wem selbiger zugekommen, oder Nachricht von ihm zu geben weiß, der wolle es gegen Erhaltung eines Recompenses dem Königl. Address-Comptoir anzeigen; wobey zugleich die Hähler sich für Schaden zu hüten gewarnet werden.“

Der Königin Mops, zu sehen auf einem ihrer Portraits, war nicht der einzige – weder der erste noch der letzte – der während dieser Tage verschwand. Weitere hochgestellte Persönlichkeiten beklagen in anderen Nummern dieses Blattes den Verlust auch ihres Modehündchens. Folgende Anzeige nennt einen Namen, der uns noch wiederbegegnen wird. Den des Herrn von Happe. In der Nr. XVII vom Montag, den 23.4.36, lesen wir:

„Den 12. April c. ist ein Mops, so eine Hündin ist, aus Sr. Excell. des Hrn. von Happen gewesenem Weinberg, welcher ietzo dem Hrn. Graffen von Barfuß gehörig, weggekommen, er ist nicht allzu groß, gelbhaffter Couleur, hat einen kleinen Kopff und ein schwarzes Maul; wer denselbigen finden oder haben möchte, soll ihn in des Hrn. Graffen von Barfuß Hause am Molcken=Marckt abgeben, und einen guten Recompens bekommen.“

Johann Ludwig Hohenstein ist vielleicht nur kurz vor oder nach dem ersten Datum nicht weit entfernt in der Stralauer Straße gestorben. Aber der Tod des Kehrbergischen Wunderkindes wurde weder in dieser noch in einer anderen Zeitung mehr erwähnt. Sie haben sich nur sehr kurz für ihn interessiert. Andersherum betrachtet, ist es dann allerdings um so bemerkenswerter, daß überhaupt Zeitungsmeldungen von ihm auf uns überkommen sind.

Er muß demnach sehr hell gestrahlt haben, unser Komet.

Glücklicherweise ist seine Geschichte, und die seiner Familie, die sich nach dem Tod des Schmiedes Johann Hohenstein in anderen aufgelöst zu haben scheint, nicht verloren gegangen.

Obwohl die Welt so schnell vergißt.

Umsomehr den, der sich nicht eingebrannt hat. Der Regen bei Kalkriese im Jahre 9 spülte offensichtlich mehr aus, da Johann Ludwig Hohenstein, im Unterschied zu diesem, aus Geschichtswerken, Lexika, Dissertationen und Zeitschriften wieder verschwunden, ja, nicht einmal als Lokalgeschichte mehr Allgemeingut ist.

Allerdings wurde ja auch Erde auf ihn geworfen.

Z.B. stoßen wir ab dem 21. September 1734 auf eine ebenso plötzliche wie unerweichliche Härte König Friedrich Wilhelms I. gegenüber dem Kind.

Alle Diskussionen wurden schlagartig beendet, Gnadengesuche ignoriert, Bittsteller barsch zum

Verstummen gebracht.

Und schon einige Tage vorher, am 17. August 1734, schlug der Geheime Rat und Bürgermeister Berlins, der General-Fiskal Gustav Friedrich Gerbett, dem König bereits eine Zensur aller Nachrichten von dem Wunderkinde vor.

Der König war gerade auswärts unterwegs. Zwei Tage später langte er am Ober-Rhein¹, bei seinen Truppen, die er dem Prinzen Eugen von Savoyen zum Krieg um die polnische Thronfolge gestellt hatte, an. Der „*Königl. Preußische Vice-Präsident in dem Königl. Ober=Finantz- Kriegs= und Domainen-Directorio, Freiherr Frantz Moritz von Viebahn*“², empfing am 18. August das Schreiben, in welchem Rat Gerbett dem Direktorium zu bedenken riet, „[...] *ob etwa dem noch häufigen Reisen nach Kehrberg, wohin heute noch der Weinschenke Meyl und der bey ihm wohnender Wachs-Bleicher gefahren, Einhalt zu thun sey.*“³

Und fort fuhr: „[...] *da der Buchdrucker Grynaus die hiervon herumlaufende Nachricht oder Brief gedrucket, welchen Er von einen unbekandten Menschen bekommen haben will, auch wegen unterbliebenen Censur sich entschuldiget, daß er nicht gewußt bey wem solche zusuchen sey, so solte ich ohnmaßgeblich dafür halten, daß dieserwegen und damit nicht, wie bisher eine so ungeheure Menge unnützer, alberner und anstößiger Pieren gedruckt werde, die Königl. Societaet der Wissenschaften sich mit Censur der alhier in Druck kommenden und aufzulegenden Sachen wohl chargiren laßen würde, alß wozu auch fast Niemand beßern Gelegenheit haben dürffe, Und müste ohnmaßgeblich dasjenige, was anders werts in Lande, wo keine Universitaeten seyn, die hierauf Acht haben, gedruckt wird, gleichfals der Societaet zur Censur eingehändiget werden, zu welchem Ende die Beylage renoviret werden könnte.*“³

Ich habe zwar keinen Erlaß für eine solche Nachrichten-Zensur finden können, jedoch wurde darauf, daß diese oder jene Meldungen unerwünscht wären, vielleicht auch ohne solchen hingewiesen.

Die nachfolgende Einleitung seines Briefes erklärt die Worte, die Rat Gerbett wählt, wenn er von den Drucksachen spricht, die (auch erst nach Pfingsten!) kursierten, und macht seinen Vorschlag verständlich:

„[...] *Von andern praetendirten Krancken, ist des Butter-Händlers Behmens Frau welche Schaden an Augen gehabt, nach ihrer Wiederkunfft von Kehrberg nun mehro gar blind, und hat sich alhier in die Cur begeben.*“³

Nur, damit nicht der Eindruck entsteht, daß die Nachricht aus der Kurmark den preußischen König eventuell bei einer Landpartie gestört, beim Inspizieren der Truppen oder mitten in einer Stabsbesprechung unterbrochen oder, liest man die „*Wiener Zeitung*“, ihm zu Ehren veranstaltete Jagden oder gemeinsame Essen mit seinen Offizieren verdorben, sei an dieser Stelle erwähnt, daß Friedrich Wilhelm I. z.B. am 29. Juli 1734 ein „*Patent zur Sicherheit der Neu=Anbauenden auf der Friedrichs= und Dorotheen= Stadt, wegen der ihnen geschenkten Stellen, Bau=Materialien und Geld=Portionen*“ und am 3. August ein „*Erneuertes Patent, daß die aus fremden Landen nach Berlin ziehenden Manufacturiers, Fabricanten, und Handwercker die hierin benannten Beneficia und Freyheiten geniessen sollen*“ verabschiedete, sowie sich um die Abfassung „*Von denen General-Privilegiis und Gülde=Briefen, derer in der Chur= und Marck=Brandenburg dis= und jenseit der Oder und Elbe, und sonderlich in Berlin befindlichen Zünffte und Handwercker*“ kümmerte - am 10. Juli z.B. „*Derer Stuccateur oder Gipser*“, am 11. Juli „*Derer Kleinbinder*“ und am 11. August „*Derer Pfeffer=Küchler*“. Wie wir dem „*Corpus Constitutionum Marchiaca-*

rum“ entnehmen können. Der preußische König arbeitete unermüdlich an seinem Land.

In der „*Urschrift der Wittstocker Stadtgeschichte*“ muß Dr. Wilhelm Polthier (*GStA PK, HA VI, Nachlässe, W. Polthier, Nr. B 46 I*) anerkennen:

„Dem Handwerk und Innungswesen brachte die staatliche Neuordnung von 1734–35 Befreiung von überlebten Formen und Fesseln.“

Die genaue Gliederung der Tage des Königs kann der Interessierte bei David Faßmann nachlesen. Das langsame Versickern und Vertrocknen des Informationsflusses zu Ludwig wird nach seiner Zeit vor allem auf ein natürlich nachlassendes Interesse an ihm zurückzuführen sein. Aber auch auf gezieltes Bemühen.

Am 17.8.1734 teilte Gustav Friedrich Gerbett Freiherrn Franz Moritz von Viebahn mit, daß er *„das gantze Geheimnus heraus gesagt“*³ bekommen hätte.

Froh, in geforderter Bälde eine Antwort auf die ihm gestellte Frage, was es mit dem ganzen Treiben auf sich gehabt hätte, geben zu können.

Nachdem ihm jemand anderer etwas berichtet, was er von den Eltern des Kindes nicht erzählt bekommen hatte.

Wenn dieses aber, wozu wir noch kommen werden, wirklich ein Geheimnis war, dann hatten die Hohensteins zwei. Soviel sei schon verraten.

Die allererste Frage aber ist doch, was an Ludwig die Leute überhaupt erst einmal dazu bringen konnte, ob von der Insel Usedom oder Erfurt, von Lüneburg oder Pommern, sich in Hundertschaften nach Kehrberg aufzumachen? War es wirklich nur das Gerücht wunderbarer Heiltätigkeit?

Wir leben im 21. Jahrhundert, und der „*Preußenspiegel*“, Ausgabe Rathenow, berichtet in seiner Sonntags-Ausgabe vom 17.8.2008:

„Havelland (ann). In der Küche von Familie Meier (Name geändert) spukt es nachts hin und wieder. ‚Die Geister laufen durchs Zimmer und treten gegen die Schränke. Aber ich weiß, dass sie mir gut gesonnen sind und habe keine Angst vor ihnen‘, berichtet Familienvater Stefan Meier. Der Havelländer kennt sich aus mit den guten und bösen Mächten des Übersinnlichen. Denn als er zwölf war hat er von einer alten Frau in seinem Heimatdorf eine seltene Gabe übernommen. ‚Ich hatte damals Warzen an den Händen‘, erinnert sich der Teenager. ‚Ärzte schnitten sie heraus, doch sie kamen ständig wieder. Erst nachdem mich die Frau besprochen hatte, waren sie für immer verschwunden.‘

Die Neugier des Teenagers war geweckt und er bat die Alte, ihm das Jahrhunderte alte Handwerk zu erklären. ‚Sie muß wohl gespürt haben, dass ich dafür geeignet bin und brachte mir ein paar hebräische Sprüche bei‘, berichtet er.

Meier wurde zwar nicht von heute auf morgen zum Wunderheiler, spürte aber, wie sich seine Kräfte zusehends entwickelten. Bald konnte er selbst Hand an- und (im wahrsten Sinne des Wortes) auflegen. Denn Meier versucht nicht nur mit uralten jüdischen Sprüchen Krankheiten zu heilen und Schmerzen zu lindern, sondern benutzt auch seine Hände, um eine ‚positive Heilenergie auf den Klienten zu übertragen, Krankmachendes zu beseitigen und Energie-Blockaden aufzulösen‘.

Eine Kundin berichtet: ‚Er hat mir die Hand auf die Stirn aufgelegt und plötzlich wurde mir ganz warm. Es baute sich eine Spannung auf und ich hatte das Gefühl, dass ich jeden Moment einen elektrischen Schlag bekommen würde. Danach war ich total aufgekratzt und fühlte mich wie neu geboren.‘

Stefan Meier hat sich mittlerweile einen Namen gemacht, der auch weit über die Grenzen des Landes Brandenburg hinaus bekannt ist. „Meine Kunden kommen aus ganz Deutschland. Manche Ärzte empfehlen ihren Patienten sogar, sich an mich zu wenden, wenn die medizinische Hilfe nicht ausreicht“, erklärt der Böter. Von seinen Fähigkeiten kann er in vielerlei Hinsicht Gebrauch machen. Gürtelrose, Amalgamverätzung, Migräne, Warzen, Neurodermitis, Tinnitus, Arthrose und Rheuma sind nur einige der Beschwerden, die Meier mit Handauflegen und Besprechen behandelt. Seine Hilfe bietet er auch Schülern mit Lernschwäche und bei Problemen mit psychischer Ursache wie Bettnässen, Essstörung und Sucht an. Selbst Katzen, die Blut spuckten und von der Schweinepest befallene Borstentiere hat er bereits geheilt. Karten- und Handlesen gehören ebenfalls zu seinem Berufsalltag.

„Ich kann viel, aber doch nicht alles. Blinden ihr Augenlicht wieder zu geben, steht zum Beispiel nicht in meiner Macht“, sagt Meier.

Sein Wissen und seine Fähigkeiten kann er jedoch nicht nur zum Vorteil der Menschen anwenden. Denn wenn es von seinen Kunden gewünscht wird, schafft er ihnen mithilfe einer Voodoo-Puppe ihre Feinde vom Hals. „Das heißt nicht, dass sie plötzlich tot umfallen. Ich Sorge lediglich dafür, dass sie meinen Klienten nicht mehr über den Weg laufen, weil sie beispielsweise wegen einer Grippe vorläufig außer Gefecht gesetzt sind“, so der Besprecher.

Ganz umsonst ist die Spezialbehandlung beim Böter nicht, doch Geld darf er nicht persönlich annehmen, geschweige denn in Gegenwart seiner Kunden über den Preis sprechen. „Den finanziellen Teil wickelt meine Frau ab, weil die Heilmethoden sonst ihre Wirkung verlieren würden“, sagt er. Wie vielen Menschen er im Laufe der Jahre schon geholfen hat, weiß er nicht - nur, dass auch er sich bald auf die Suche nach einem Nachfolger machen muss. „Bevor ich niemanden gefunden habe, der geeignet ist, meine Aufgabe zu übernehmen, kann ich nicht von der Welt gehen und werde eines langen und qualvollen Todes sterben“, ist sich Stefan Meier sicher.

Wer auf gesundem Wege abnehmen, sich heilen oder die Karten legen lassen möchte, kann sich unter ...“ usw.

Gar nicht lange danach, am 30. November 2011, schreibt der „PRIGNITZ express“:

„Wie Schamanen mit Menschen arbeiten“, so heißt der Vortrag, den die Schamanin und weise Frau, Kim Barkmann, am 30. November im Hotel Germania in Wittenberge halten wird. Kim Barkmann, besser bekannt als ‚De Wise Fru‘ gilt als die bekannteste Besprecherin Norddeutschlands. Sie wird mit einfachen Beispielen darstellen, auf welche Weise Schamanen Lebensberatung gestalten und Menschen stärken. Schamanen besitzen viele Tricks und Methoden, die oftmals erstaunliche Ergebnisse erzielen. Wie bewältigen wir persönliche Krisen? Was verbirgt sich in Wahrheit hinter Mobbing am Arbeitsplatz? Wie können Ängste geheilt werden? Der Vortrag beginnt um 18 Uhr. Der Eintritt ist frei. Um Anmeldungen wird gebeten unter der Rufnummer [...]“ usw.

Und am 25. Juli 2012 steht unter „Verschiedenes“ im „PRIGNITZ express“:

„Bespreche Krankheiten, Tel. [...]“ u.s.w.

Diese Anzeige springt einem, farblich unterlegt, direkt in die Augen.

Doch die Vögelchen pfeifen noch längst nicht alles.

Als ich in einem Geschäft in Pritzwalk mit einer Verkäuferin über die Praktiken des Wunderknaben ins Gespräch komme, erklärt sie mir, daß in ihrer Familie z.B. das Böten eine lange Tradition hätte und von Generation zu Generation weitergegeben werde.

Und nur Tage vorher hatte ein Nachbar in meinem Beisein seine Mutter gefragt: „Bist Du früher nicht auch öfter gegangen, Dich besprechen zu lassen?“ „Den Sonnenbrand“, hatte sie geantwortet, uns die Böterin genannt und hintangehängt: „Man muß natürlich daran glauben.“

Der gesamte Umfang derartiger Angebote läßt sich nur erahnen.

Aber man ist nicht hinterwäldlerisch hier. Am 12.03.2014 informierte mich eine Email:

„Für AIDS, Hepatitis A, B und C, Malaria, Herpes, Tuberkolose, die meisten Krebsformen und viele weitere ernste Erkrankungen gibt es nun eine Lösung. [...] Eine seit Jahrzehnten für die Desinfektion von Trinkwasser eingesetzte Chemikalie erweist sich als vielleicht stärkstes Antibiotikum für den Menschen. Was zur Hoffnung Millionen Kranker werden könnte, wird von offizieller Seite jedoch bewußt totgeschwiegen. [...] Es geht um eine Entdeckung, die ich ‚Miracle Mineral Supplement‘ oder kurz ‚MMS‘ genannt habe. [...] Tausende Menschen haben das MMS jetzt schon gekauft und nehmen es – mit hervorragenden Resultaten. Alle möglichen Krankheiten sind so bereits geheilt worden [...] Jetzt einfach hier bestellen [...]“ Absender ist nicht Wilhelm Buschs Dr. Kräutle aus „Liebestreu und Grausamkeit“, sondern ein Jim Humble aus dem „United Kingdom“.

Nur neu ist das nicht.

In den „Wöchentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“, „Numero 3“ vom 16.01.1736, aus dem Bestand des Geheimen Staatsarchivs in Berlin, inserierte auch schon jemand „ein gewisses Pulver, welches, so bald man es in die Nase schnaubet, wenn auch einer die grösten Zahn-Schmerzen hätte, daß er in 3 biß 4 Nächten kein Auge zugehabt, den Augenblick alle Schmerzen wegnimmt, wie dieses der bißherige Gebrauch des Pulvers überall erwiesen hat, die Dosis á 2 gr. ist beim Kön. Address-Comptoir frisch zu haben.“

Am Anfang steht der Gewinn.

Und, wenn das die gegenwärtige Situation ist, warum sollte es im 18. Jahrhundert weniger Heiler gegeben haben?

Auf dem Land wird die ärztliche Versorgung wohl schon immer nicht in Reihe gesteckt, sondern in weitem Schwung ausgestreut. Meine Erfahrung ist:

Solange man noch arbeiten kann, ist man gesund. Beeinträchtigungen werden ignoriert, hingenommen oder selbst behandelt. Hilfe erfragt man in der Familie oder bei Nachbarn. Ein Arzt wird zuletzt aufgesucht.

Man nimmt alles. Wer heilt, hat recht.

Bei einem Pfarrer aus dem ostwestfälischen Leinengewerbegebiet klingt es für das 18. Jahrhundert nicht anders:

„Geräth nun dem Kötter das Flachs, bleibt er mit Kranckheiten verschont, und sind seine Kinder 5 bis 6 Jahr alt, daß sie ihm spinnen helfen können; so kann er leben und selbst etwas erübrigen; stirbt ihm aber seine Kuh, sein größter Reichthum, oder ist sein Weib zu fruchtbar, und liegt eins der Seinigen einige Zeit kranck; so ist er ruiniert, und kan sich schwerlich wieder erhohlen.“⁴

Auf die medizinische Versorgung und das Patientenverhalten im 18. Jahrhundert werde ich noch ausführlich zu sprechen kommen.

Stellen Sie sich vorerst bitte nur einmal den Fall vor, daß die Schulmedizin Ihnen gegen unerträgliche Schmerzen nicht helfen könnte! Man findet nichts Unnormales, und kann nichts machen. Doch die Schmerzen sind da. Sie können schon monatelang nicht sitzen, nicht liegen, nicht stehen, nicht gehen, nicht schlafen, und haben Angst vor jeder Nacht, da die Sie unendlich

lange mit Ihren Schmerzen alleine läßt. Und Sie halten das nicht mehr aus. Sie sind dieses Lebens müde.

Würden Sie da nun eher nichts mehr oder nicht vielmehr alles versuchen, wenn sich plötzlich eine Chance böte, es loszuwerden?

So regelt das Angebot das Angebot.

Ludwigs Heiltätigkeit wird es demnach also kaum gewesen sein, was ihn derart berühmt gemacht hat.

Der Titel?

Ihm, einem kleinen Jungen, der noch kaum gewußt haben wird, was er tat, ist der Titel „Wunderkind“ angehängt worden.

Wie dem Lübeckischen Wunderkind Christian Heinrich Heinecken (1721–1725), das durch erstaunliche Gedächtnisleistungen auffiel. Wie Jean Philippe Baratier (1721–1740), zu dem wir noch kommen werden. Oder Johann Gotthilf Kirsten (1790–1792), dessen „*Beobachtungsgabe*“ und „*Fähigkeit zum logischen Denken*“ ihm bereits mit 8 Monaten eine Ehrenmatrikulation an der Universität Leipzig bescherten.⁵

Die titelvergebende Jury wird dabei vielleicht Parallelen gezogen haben zwischen den frühen geistigen Leistungen aller und deren aller frühen Tod. Aber erstens haben Ludwigs Patienten die geistige Arbeit wohl vor allem selbst geleistet, und wer, zweitens, eine Verbindung zwischen den Toden sieht, ignoriert, meines Erachtens, Fakten. Erinnert an den Mathematiker und Satiriker Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800), der reimte:

„Frühzeitig wußt‘ ein Kind soviel als mancher Greis.

Frühzeitig lag das Wunder auf der Bahre.

Sein Bruder sah den mörderischen Fleiß,

ward Sekretär und lebte achtzig Jahre.“⁵

Und steht auch nicht allein. In ihrer Begabung und deren Ausleben wird immer wieder die Ursache für den vorzeitigen Tod von Wunderkindern gesehen. Als wenn geistige Betätigung gefährlich wäre.

Dabei starb C.H. Heinecken an Zöliakie, J.P. Baratier an Schwindsucht und J.G. Kirsten an den Pocken.⁵

Auch über J.L. Hohenstein kursierte:

„Das Kind soll sich prophezeyet haben, daß es in seinem fünften Jahre sterben werde.“⁶

Das berichtet der Student, der am 27. August 1734 nach Kehrberg gekommen war, in seiner „*Relation*“⁶ für den bereits genannten, 1748 erschienenen Roman von Otto Bernhard Verdion.

Wir werden uns mit Ludwigs Ende noch gesondert beschäftigen. Jetzt nur soviel:

Er stirbt später.

Ich habe, nach Abbruch meines Grafikstudiums, einige Jahre lang als Hilfsarbeiter in verschiedenen Berufen gejobbt. In dieser Zeit bin ich wiederholt von Kollegen auf jemanden aufmerksam gemacht worden, der angeblich früher nicht nur „ganz normal“, sondern sogar ein „Doktorscher“ b.z.w. „Ingenieur“ gewesen, irgendwann aber übergeschnappt wäre. Und als Erklärung dafür fiel immer wieder der Begriff „überstudiert“.

Die überdurchschnittlichen körperlichen Kräfte, die bei geistig Behinderten vorkommen können dagegen, wurden mir gegenüber nie mit derartigem Schwachsinn bedacht, in dem Sinne, daß sie gefährlich wären. Körperliche Kraft wird immer positiv besetzt. Auch das russische Märchen vom

Recken Swjatogor erzählt keine andere Geschichte. Ihn mag die Erde nur deshalb nicht mehr tragen, da er mit seinen Kräften, die er nicht vernünftig einzusetzen weiß, für sie eine Bedrohung darstellt.

Das wirft in mir die Frage auf, ob es vielleicht eine tiefer sitzende Furcht vor der Erkenntnis gäbe, und ich schlage vor, daraufhin die Genesis noch einmal zu betrachten.

Gleichwie – das Kehrbergische Wunderkind Johann Ludwig Hohenstein gehört eher in eine andere Reihe gestellt. Zum Berliner Wunderbalg Lowiesken Braune (Marie Luise Braun, geb. 1836), zum Kursächsischen Leck-Martin, schriftlich 1735 erwähnt, dem Blüthenschen Wunderkind Hans Jürgen Ulrich, geb. 1797 oder 1793 (*nach R. Barleben, „Mein Prignitz- und Heimatland“, 1928*), und zu dem Wunderdoktor in Preddöhl Paul Cornelius Buss (1892–1951).⁵ Das sind, wie Ludwig, Wunderheiler. Und 5, die etwas, das über ihre Heiltätigkeit hinausgeht, aus all den anderen, die zeitgleich mit ihnen wirkten, herausgehoben haben muß.

Ihn betrachtend, würde ich dafürhalten, daß es bei Johann Ludwig Hohenstein womöglich die Jugend gewesen sein könnte.

Daß es diese war, die einen aufhorchen ließ. Und läßt. Und daß sein früher Tod einen schon immer berührte. Und vielleicht auch so manchen in Scham wieder verstummen ließ.

Außerdem ist es eine ebenso unglaubliche wie seltsame Geschichte.

Die Auseinandersetzungen um das Kehrbergische Kind werden mit großer Leidenschaft geführt. Die sich sogar in den Schreiben des Landesherrn finden läßt.

Wobei in der gleichzeitigen (komplett in Französisch gehaltenen und mir freundlicherweise von Herrn Mast, Gymnasial-Lehrer in Pritzwalk, übersetzten) Korrespondenz zwischen Sophie Dorothea Königin von Preußen und ihrem Gatten nicht ein Wort mehr über ihn gewechselt wird.

Was allerdings überhaupt kein Widerspruch für mich ist. Nichts erscheint allein auf eine einzige Art und Weise. Alles tritt immer auch mindestens mit seinem Gegenteil zusammen auf.

Als Friedhofsarbeiter konnte ich das öfter beobachten.

Wenn z.B. die Trauergemeinde eben noch Rotzblasen und Dreierschnecken heult, und zwar so herzergreifend, daß es selbst den abgehärtetsten Friedhofsarbeitern unter die Haut geht, und sie sich im nächsten Moment mit den Regenschirmkrücken das Prügeln kriegt um die Briefmarkensammlung des teuren Verstorbenen, dann gehört das zusammen.

Ist das eins.

Wiederum nämlich hat es sich König Friedrich Wilhelm I. ja auch nicht nehmen lassen, sich bis zuletzt persönlich um diesen Fall zu kümmern.

Selbst, als er, laut „*Wienerischem Diarium*“ Nr. 75 vom 18. September 1734, am 28. August in Moyland schwer erkrankte und bis in den Januar 1735 hinein mit dem Tode rang. Und, obwohl er am 26. Oktober 1734 sogar offiziell verordnete, daß der Kronprinz an seiner Statt Justiz- und „*Sachen, so in dem Collegio der Würcklich Geheimten Rätthe resolviret werden*“⁷, unterschreiben solle – ausgenommen nur „*Patente, und Bestellungen, Vocationes, Geld- und Gnadensachen, wie auch Blut-Urtheile*“⁷ – ließ er den Fall nicht aus der Hand.

Daran, daß er das nur deshalb getan haben könnte, weil der Fall unterdessen vielleicht aus einer Polizei- nur noch zu einer Geld- und Gnadensache geworden, habe ich Zweifel. Wir werden darauf noch zu sprechen kommen.

Ein großes Problem bei der Auswertung der Dokumente bereiten die einander ausschließenden